

EXISTENTIALISMUS



JEAN-PAUL SARTRE (1905–1980)

Die Existenz geht der Essenz voraus

Sein und Schein, Wesen und Erscheinung, das Eigentliche und das Zufällige – wie auch immer man dieses Verhältnis nennt und definiert, es zieht Philosophen immer wieder an.

Auch Sartre kümmerte sich um jenes Verhältnis und das tat er auf eine originelle und beeindruckende Weise: die Existenz gehe der Essenz voraus, also das blanke Sein sei das Erste, und das das Wozu, die Bedeutung, die Funktion oder der Zweck, alles das folge erst in einem zweiten Schritt. Auf den Menschen übertragen heißt das: der Mensch wird in dieses Leben geworfen und *ist* zunächst einmal. Ganz ohne Sinn und Zweck. Nun ist er aufgerufen, aus diesem Seinszustand *etwas* zu machen, ihm eine Bedeutung zuzuweisen, sich selbst damit zu *entwerfen*. Aus einem bloßen An-sich-Sein eine Für-sich-Sein zu machen.

Die Welt ist nichts anderes als das, was sie ist. Es gebe hinter den Erscheinungen nicht ein unentdeckbares Ding-an-sich (wie bei Kant), sondern einfach gar nichts. Das An-sich der Welt geht eben bei Sartre dem Für-sich voraus. Jenes Für-sich-Sein sei nun Auftrag für den Menschen, er müsse sich in seinem Selbst-Entwurf zu etwas machen. Jener Schritt vom Entwurf zur Realisierung jenes Entwurfs führe dann zu einem neuen An-sich-Sein, denn der Entwurf werde damit zu einer beobachtbaren Existenz. Beide Seins-Zustände stünden also in einem Nichtungs-Verhältnis zueinander: wenn ich mein Für-sich-Sein zu einem An-sich-Sein verwandelt habe, ist es eben nicht mehr ein Für-sich-Sein; und umgekehrt: was ich nur als Entwurf meiner Selbst mit mir herumtrage, ist noch nicht ein An-sich-Sein, noch nicht veräußerlicht und für andere sichtbar. Die menschliche Existenz ist also eine ständige Herausforderung zur Weiterentwicklung. Sartres Hauptwerk *„Das Sein und das Nichts“* reflektiert dieses Verhältnis. Das mag fürs Erste reichen.

Die Freiheit

Wenn sich der Mensch ständig selbst entwirft, dann ist damit zweierlei unterstellt: der Mensch ist frei und für sein Handeln verantwortlich. Sartre denkt diese Freiheit absolut, die unter keinen Umständen dem Individuum abhanden kommen könne. Selbst in größter Knechtschaft bleibe der Mensch frei.

Auch Sartre weiß, dass der Mensch eingebunden ist in seinen Körper und in eine Gesellschaft, die ihm Schranken auferlegt bis hin zur Anwendung von Zwang und Gewalt. Er nennt das *Faktizität*. Doch der Mensch hat eben die Freiheit, jene Faktizität zu "nichten", obwohl er in ihr eingeschlossen bleibt – das ist hier durchaus wörtlich zu lesen, Sartre schrieb auch für die *Resistance* im eigenen Land (1940–1945). Der Sklave habe immer die Freiheit, sich gegen die Sklaverei aufzulehnen.

Sartre denkt die Freiheit als so absolut, dass er dem Menschen nicht einmal mehr die freie Wahl lässt, eben jene Freiheit anzunehmen: "Frei sein heißt zum Freisein verurteilt sein." Die Freiheit zwingt den Menschen dazu, "sich zu *machen* anstatt zu *sein*." Und damit zwingt die Freiheit dem Menschen auch Verantwortung für sein Handeln auf.



Der Blick

Wie begegnet nun der eine dem anderen? Wie schaut die Grundkonstellation aller Ethik aus? Sartre beantwortet das originell: es sei zuallererst der Blick des anderen, der sich auf mich beziehe. Und weiter: indem der andere nur das sieht, was ich bin (also mein An-sich-Sein), sieht er nicht das, was ich sein oder werden könnte (also mein Für-sich-Sein, meine Pläne und Entwürfe). Und das ist für Sartre die Begrenzung meiner Freiheit. Die Blicke der anderen auf mich zeigen mir, dass die Welt mir nicht gehört, dass ich die Welt nicht ausschließlich nach meinen eigenen Entwürfen gestalten kann.

Das Zwischenmenschliche ist damit grundsätzlich konfliktgeladen (ein Abwehrmechanismus gegen die Blicke der anderen, ein Mittel, sich ihnen zu entziehen, ist für Sartre die Kleidung: hier kann mich sich verbergen, sehen, ohne gesehen zu werden).

Doch dem Konflikt entspringt neben der Einschränkung meiner Freiheit auch etwas Positives: die *Anerkennung* des anderen als Person. Denn sonst würde mich dessen Blick nicht tangieren. Mit meinem Blick auf den anderen ist zugleich anerkannt, dass der andere auch ein Wesen der Freiheit ist – wie ich es bin.

Und umgekehrt: durch den Blick des anderen auf mich kann ich mich überhaupt erst selbst verstehen. Denn er zeigt mir die Differenz zwischen meinem An-sich-Sein und meinem Für-sich-Sein. Und erst so entstehe Selbstbewusstsein. Was also der Spiegel für das kleine Kind ist, ist der Blick des anderen für den Älteren: Mittel zur Ich-Konstitution des Menschen.

Das hat Konsequenzen: Für Sartre war der Jude kein Jude aus ethnischen oder religiösen Gründen, sondern erst der Antisemitismus – also das Urteil, der Blick der anderen – mache einen Juden zum Juden.

Wie beurteilt man nun Handeln unter ethischen Gesichtspunkten, wenn der Blick des anderen immer schon ein Angriff auf meine Freiheit darstellt? Eben in jener zweiten vermittelten Beziehung: den anderen als das anzuerkennen, was ich selbst bin in all meiner Freiheit auf individuelle Entwürfe und damit in seinem Anderssein. Der Antisemit macht den zweiten Schritt, den positiven, nicht mit: den anderen in seiner Andersheit anzuerkennen.

Quelle:

Hans Martin Schönherr-Mann, Sartre. Philosophie als Lebensform, München 2005, passim